Nr. 43.

Colonia.

Sonntag, 28. Oktober 1906.

Sonntagsbeilage zum Kölner Local-Anzeiger.

Mit besonderer Abteilung: Für die Frauen und Kinder.

(KV) Vom Wolf.

Kulturhistorisch-volkskundliche Studie von **Adolf Keßler.**

Und er brachte das Stück; das Krummholz war es, der Schlächter
Hatte daran das Schwein gehängt; der köstliche Braten
War vom gierigen Wolfe, dem ungerechten, verschlungen. Goethe (Reineke Fuchs).

Bezeichnender kann die Unersättlichkeit Isegrimms nicht geschildert werden; er ist es wahrhaft, welcher von der ihm erlegenen Beute nur das Krummholz, d. h. das vollständig Ungenießbare, zurückläßt. In diesem Lichte wurde er von früheren Generationen immer geschildert, und alle Ehrenrettungen haben bis jetzt zu keinem besseren Ergebnisse geführt. Mag er auch in Goethes Epos noch so weinerlich als Ankläger des Fuchses auftreten und mögen seine Klagen vor Nobels Königsthron juristisch noch so unanfechtbar klingen, wir können uns doch nicht für ihn und seine Sache erwärmen. Reinekens Verteidiger, Grimmbart der Dachs, enthüllt dessen wahres Wesen und läßt uns einsehen, daß die Denunziationen Isegrimms weniger dem Sinne für Gerechtigkeit, als dem verbissenen Zorne entstammen, von dem Fuchse immer und immer wieder überlistet worden zu sein.

Vom Hunger gespornt, mit eingeschrumpftem Bauche und das graue Rippenfell von tiefen Furchen durchschnitten, steigt der Wolf von seinen beschneiten Bergen hernieder; er schreitet voll wachsamen Argwohns in die Ebene vorwärts, bleibt jeden Augenblick mit emporgehobener Pfote stehen und bewegt den enthaarten Schweif hin und her:

Er reckt die Schnauz', im schwachen Winde nüsternd,

dreht, sobald sich die Witterung eines Menschen oder einer Waffe verkündet, die spitzen Ohren hin, und rollt die blutigen Augen, aus welchen zugleich die Begier nach Beute und der Schrecken vor der Jagd hervorleuchtet. So, wie ihn hier Alessandro Manzoni in seinem berühmten Buche Die Verlobten skizziert, steht er vor uns, der alte Mörder, lauernd, mit schiefem, scharfem Blick. Halb furchtsam und halb tölpisch durchforscht er die Gegend. Alles Lebende kommt ihm gelegen; selbst Aas verschmäht er nicht. Mit Bezug darauf steht unter einem alten Stiche von Jost Ammon die Strophe:

Der Wolf, der ist ein geizig Fraß,
Man fängt ihn auf seim eigen Aas.
Wer also schindt die armen Leut,
Der wird zuletzt des Teufels Beut.

In der erweiterten Höhle eines Dachs- oder Fuchsbaues wirft die Wölfin im April ihr vier bis neun blinden Jungen. Selten verlassen beide Alten zugleich ihre Kinder, da diese bald der allenfalls in der Nachbarschaft hausenden Vetterschaft zum Opfer fallen würden. Immer hungrig und gierig, schleicht er mit seinen funkelnden Augen, die schwarzberandeten Ohren stets aufgerichtet, den fuchsartigen Kopf lauernd nach allen Seiten hinwendend und den Köper anziehend, als ob er lendenlahm wäre, von Berg zu Berg, von Wald zu Wald.

In frostklirrenden Nächten dehnt er seine Jagd nicht bloß stundenweit aus, sondern geht durch ganze Alpenzüge, vom Engadin durch die Berner und Walliser Alpen bis in die offenen Ebenen des Waadtlandes oder über die ganze Jurakette. Sein geselliger Trieb ist nur scheinbar und von der Raubsucht und Mordlust bedingt. Die Wölfe gehen nur in Rudeln, um ein starkes Tier zu besiegen, wobei es einer jagt und die anderen dem Opfer den Weg abzuschneiden suchen. Die einzige gute Eigenschaft der Wölfe ist ihre treue Fürsorge für die Jungen. (Siehe Friedrich v. Tschudi: Tierleben der Alpenwelt.) Wohl mit Beziehung auf letztgenannten Punkt, der schon den Alten bekannt war, erzählt die Sage, Romulus und Remus, die Gründer der Stadt Rom, seien von einer Wölfin ernährt worden.

Anschaulich wurde ein jagendes Rudel Wölfe von Lenau in dem Gedichte Die nächtliche Gefahr geschildert. Mit wenigen Strichen zeichnet er uns eine winterliche Einsamkeit, eine Schneelandschaft, wo nur „stiller, kalter, keuscher Tod" zu finden ist.

Es glänzt der Eichenwald in Eisesklammern;
Jetzt Wölfe heulen am verschneiten Grunde,
Wie Bettler, hungerwach, in nächt'ger Stunde
Am Grabe eines milden Königs jammern.

Ein Schlitten kommt auf der „blanken Wüste" dahergeflogen. Ungestüm peitscht der Kutscher auf die Pferde los. Er weiß, welche Gefahren auf ihn lauern.

Drei Hengste sind's, rasch wie des Nordens Lüfte.
Ein jeder trägt das werte Probezeichen
Der Schnelligkeit im rüstigen Entweichen,
Die Narbe des Wolfsbisses an der Hüfte.

Das Klingeln der Schelle ruft den gefräßigen Feind. Er naht. Der Knecht pfeift von Zeit zu Zeit, um die Hengste noch mehr anzutreiben.

Ha! Wölfe! Seht ein ganzes Rudel Tote!
Sie folgen, eine nachgeschleifte Kette,
Die Todesangst, der Hunger rennen Wette,
Und ohne Furcht bleibt nur der Wojewode.

So fliehen sie weite Strecken, angstgetrieben;
Die Männer schießen schreckend die Gewehre
Vom Schlittenborde nach dem grausen Heere,
Bis nach und nach es ist zurückgeblieben.

Kein Wunder, daß überall die Furcht vor dem Wolfe eine sehr große war. Mit dem Rufe: Der Wolf kommt! konnte man ehemals ganze Dörfer alarmieren. Nachklänge haben sich bis auf den heutigen Tag in einzelnen Kinderspielen erhalten. „Was soll ich von Theophrast (6. Jahrh. v. Chr.) sagen, der in einer Rede vor der Volksversammlung so plötzlich verstummte, als wäre ihm auf einmal ein Wolf über den Weg gelaufen?" lesen wir im Lob der Narrheit des Humanisten Erasmus von Rotterdam.

Brüderchen schläft, ihr Kinder, still!
Setzt euch ordentlich her zum Feuer!
Hört ihr der Eule wüst Geschrill?
Hu! Im Walde ist's nicht geheuer;
Frommen Kindern geschieht kein Leid,
Drückt nur immer die Lippen zu;
Denn das böse, das lacht und schreit,
Das holt die Eul' und der Loup Garou.

(KV) Beim Dorfpatriarchen.

Skizze von **Georg Mader.**

Die Leute vom Lande sagen allgemein, der alte Uerle (Ulrich) sei es, der noch am meisten von den alten Zeiten wisse. Der haust draußen im Schwäbischen im Hinterlande von Augsburg, wo man's „in den Holzwinkeln" heißt. Also gehen wir zum alten „Hölzle-Uerle" ins Pfründhäusle! Als ältesten Mann der Gemeinde kennt ihn beinahe jedes Kind. Auf Umwegen gelangen wir zu ihm; sein Haus ist am Garten, ganz „hint draußen". Man müsse sich halt ein wenig bücken, wenn man zu ihm hineinwolle, meint sein Enkelkind, das die Führerschaft übernommen hat. Schon das enge Türgerüste des Einganges erfordert Vorsicht, und im Vorraum, der Küche, ist es nicht empfehlenswert, den weißen Strohhut auf dem Haupte zu lassen; auch sind die berußten Wände den hellen Sommerkleidern nicht hold. Dann öffnet sich eine rauchgeschwärzte Holztür — der Gesuchte steht vor uns.

Ein unglaublich enger und niedriger Raum nimmt uns auf. „Wie nur da herinnen jemand leben kann?" muß sich einer fragen, der eben aus der frischen freien Gottesnatur hereingetreten ist. Doch wer möchte daran zweifeln, wenn der Bewohner, ein fünfundachtzigjähriger Greis, vor ihm steht? Ich neige zur Ansicht, nach so vielen Jahren werde wenigen von uns Stadtleuten noch ein Zahn wehe tun. Drinnen herrscht eine Hitze, die die gewöhnliche Bauernstubentemperatur noch um ein Erkleckliches übersteigt. Und dabei stellt sich der ahnungslose Inwohner noch hart an den altmodischen vierbeinigen Ofen, aus dessen „Röhrle" es uns fast unerträglich heiß anhaucht. Draußen ist es ja wohl ein wenig frisch heute, obschon die Zeit der Heuernte naht und damit auch ein sonniges warmes Wetter zu erwarten ist; aber alte Leute wollen gerne warm haben. „'s gleiche Rühle (Ruhe) und 's warme Brühle" geht ihnen über alles. Außerdem soll auch das Mittagessen warm gestellt werden können, das demnächst erscheinen muß.

Aus dem einförmig grauen Hintergrunde der kleinen Stube tritt die Figur ihres Bewohners um so plastischer hervor. Ein hagerer, sehniger Mann! Er ist gerade so groß, daß er hier drinnen aufrecht stehen kann — eine halbe Haupteslänge höher, und er würde an der Zimmerdecke anstoßen. Erwartungsvoll blickt er uns an mit seinen gutmütigen blauen Augen. Ein Besuch aus der Stadt in der Morgenfrühe, das ist etwas sehr Seltsames für ihn. Die Hand, die er uns zum Willkomm reicht, ist hart und schwer. Man erkennt leicht, daß er damit die hohen Eichen des Waldlandes gefällt hat. Das war sein Hauptberuf, die Waldarbeit; die gibt den Leuten auch ein eigenes Gepräge. Seine gesunde Gesichtsfarbe, den auffallenden Reichtum seines Haupthaares, das merkwürdigerweise keine Spur des Alters aufweist, seine überlegte Ausdrucksweise, seine schalkhaften Redewendungen, das lustige Lächeln um den Mund: all das bezeugt, daß sich der alte Uerle noch einer beneidenswerten körperlichen und geistigen Frische erfreut. Sein ganzes Wesen verrät eine hohe Einsicht, und wer weiß, zu welchen Aemtern und Ehrenstellen es dieser Mann gebracht haben würde, wenn ihm eine andere Lebenslaufbahn beschieden gewesen wäre.

„Das, was ich in der Schule gelernt hab'," bemerkt er, „habe ich nie vergessen. Gerne hätte ich mehr lernen mögen; aber wir waren viele Kinder; der Vater ist Schuster gewesen, hat schauen müssen, daß er uns bald von der Schüssel bringt. Und dann hat jeder von uns trachten müssen, bald auf die eigenen Füße zu kommen. Ich hab' schon früh den Gänsehirt machen müssen, aber heut' noch interessier' ich mich für die Welt, wenn schon der Tod auf mich wartet. Ein halbes Zeitungsblatt, wenn ich es finde, wenn's auch schon ganz schmutzig ist, von der Straße, das klaube ich heute noch auf, und dann setze ich mich an den Straßengraben, um es zu lesen. Später, wie ich ein verheirateter Mann geworden bin, haben sie mich als Feldgeschworenen genommen. Da bin ich auch mit den Herren vom Gericht und der Stadt in Umgang gekommen. Erst vor ein paar Jahren hab ich mein Amt niedergelegt, weil's mit dem Fußwerk nimmer so gegangen ist. Nun, man braucht mich auch nimmer jetzt. Meine Buben sind fort in der Welt draußen, jeder hat sein Brot; so bin ich bei meiner Tochter in der Pfründe. Weißt schon, wie's den alten Leuten geht. Holzmachen tu ich noch alle Tage, sonst heißt's mit der Arbeit nimmer recht viel. Nach der Kirche kehre ich immer beim Kramer ein, die Kramerin gibt mir jedesmal die Zeitung mit, wie du siehst."

Damit deutet er auf den niedrigen Sims, wo man neben dem Bruchstück eines Spiegels die Zeitung aus der schwäbischen Hauptstadt liegen sieht. Ein altes Gebetbuch gewahrt man auch noch dort. Durch die niedrigen bleigefaßten Scheiben schaut der grasige Hang mit vielen hundert Blumen herein — das schönste Gemälde, das sich denken läßt. Vom Himmel freilich blickt kein Fleckchen herein durch das Guckfensterl, ebensowenig hat die Sonne Zutritt; aber das vermißt er nicht, hat er es doch sein Leben lang genug gehabt. Das Lager im Eck besteht aus einem Strohsack.

Eben bringt das Enkelkind des Mittagessen. Es füllt kaum ein Schüsselchen und besteht aus landesüblichem „Eierhaber"; für uns Städter eine schwer verdauliche Speise, aber ihm macht sie keinerlei Beschwerde. Das Senzele (Kreszenz) stellt es einstweilen auf den breitspurigen Ofen nieder, der unermüdlich Wärme ausstrahlt und den Stadtmenschen zwingt, ab und zu mit dem weißen Tuch übers Gesicht zu fahren; die Hitze macht dem zu schaffen.

Der Vater „Uerle" ist die Chronik der ganzen Gegend. Wenn jemand wissen will, wie es hier früher ausgesehen, wie man's ehedem mit Tracht und Sitte gehalten hat, der kommt wohl entweder zum Bürgermeister, als dem ersten Mann in der Gemeinde, oder wenn die amtlichen Akten schweigen, zum alten Hölzle — der weiß es als der Aelteste in der Gemeinde. Nahe der Straße, die zum nächsten Marktflecken führt, befindet sich ein gewölbter, künstlich geschaffener Hügel. Der muß eine Geschichte haben, denkt sich der Fremde und bittet den Ortsführer um Auskunft. Dem noch jüngeren Manne ist nichts darüber bekannt; auch der Ortsplan weist keine nähere Bezeichnung auf. So wenden wir uns an Vater Uerle.

„Den Buckel da oben meinst du, bei den Eichen? Ja," sagt er mit freundlichem Lächeln, „das ist halt der Galgenberg; so hat man ihn früher geheißen. Sei ein Balken droben gestanden, wo man die Leute" — dabei macht er eine bezeichnende Gebärde — „halt aufgehängt hat; so hat mir mein Vater erzählt."

Das stimmte, hier war der Richtplatz. In dem unfern gelegenen Marktflecken befand sich damals die landesherrliche Gerichtsbarkeit. Die Erinnerung daran hat sich im Volke nur noch in der Bezeichnung Galgenberg erhalten.

Von den Franzosenkriegen erzählt Vater Uerle mit Vorliebe. Sein Vater hatte dabei mitgetan als leichter Reiter.

„Und da haben wir als Buben nicht wenig aufgepaßt, wenn er von jenen Zeiten sprach", fährt der Alte fort. „Ich weiß noch gut, wie es uns immer gegraust hat, wenn er von seinem blutigen Zuge nach dem Rußland erzählte. Wie sie den Boden aufgewühlt haben nach gefallenen Rossen; aus diesen hat man Stücke Fleisch herausgeschnitten und unter den Sattel gelegt, damit man sie mürbe mache zum Essen. Im Rußland überhaupt ist es ihnen elendiglich gegangen; mit meinem Vater sind nur wenige heimgekommen aus dem Feldzug."

Von alten Namen und Sagen, die nur noch ganz dunkel und verwischt im Volksbewußtsein haften, weiß der alte Patriarch noch mancherlei zu berichten. In der Nähe seines Dorfes ragt ein schön bewaldeter Berg als höchste Erhebung über das heimatliche Tal hinaus. Es sind noch die Spuren einer mittelalterlichen Burganlage erkennbar. Der Berg trägt allgemein den Namen „die Walper." Woher dieser Name kommen mag, fragten wir uns oft. Der gute Uerle half uns glücklich darauf — denn er sagte nicht Walper zu jenem Berge, sondern St. Walpurgs-Berg, so daß wir nicht länger im Zweifel waren, daß sich auf dem Gipfel einstmals ein der heiligen Walburga geweihtes Heiligtum befunden habe. Die weiteren Nachforschungen ergaben, daß auf diesem die Gegend beherrschenden Punkte auch die Burg des angestammten Edelgeschlechtes gestanden hat.

Manche Sage und Legende, für die unsere Zeit kein Verständnis mehr besitzt, hat sich im Herzen des alten Uerle lebendig und frisch erhalten. Er kennt noch die ältesten „Geister" der Gegend, die bei der jungen Generation schon längst unwirksam und kraftlos geworden sind. So erinnert er sich noch genau, wie sich seine Schwester immer beeilt hat, ihre Kühe vor „Gebetläut" noch in den Stall zu bringen, weil auf den Bachwiesen hinter dem Hofe der „Schäfer-Lenz" umging, der die Milch verhexte und die Leute erschreckte. Der „Schäfer-Lenz" war ehe-

Wißt ihr, dort, wo das Naß vom Schiefer träuft
Und überm Weg 'ne andere Straße läuft,
Das nennt man Kreuzweg, und da geht er um,
Bald so, bald so, doch immer falsch und stumm
Und immer schielend; vor dem Auge steht
Das Weiße ihm, so hat er alles verdreht.
Dran ist er kenntlich und am Kettenschleifen,
So trabt er, trabt, darf keinem Frommen nahn,
Die schlimmen Leute nur, die darf er greifen
Mit seinem langen, langen, langen Zahn.

So warnt das Mütterchen in Annette v. Droste-Hülshoffs Bild aus den Pyrenäen Der Loup Garou (Werwolf) die Kinderschar vor dem Wolfe.

Rafet, ihr Winde! Flammt herab, ihr Blitze!
Ihr wilden Elemente, werdet Herr,
Ihr Bären kommt, ihr alten Wölfe wieder
Der großen Wüste! Euch gehört das Land.
Wer wird hier leben wollen ohne Freiheit!

beschwört in Schillers Wilhelm Tell (4. Akt 1. Szene) der Fischer am Ufer des Vierwaldstättersees die Mächte, welche dem Menschen schaden können und vor denen alle Sterblichen ein Grauen empfinden.

St. Peter nimm den Schlüssel wohl in die rechti Hand,
Beschließ wohl den wilda Tiera ihra Gang,
Dem Wolf da Racha

ruft im St. Galler Oberland und Rheintal der Senn im Alpsegen allabendlich von hoher Alp herab in die Weite.

Ein Werk voll köstlichen Humors ist der in Simrocks Volksbüchern veröffentlichte „märkische Eulenspiegel". Dort wird im 20. Kapitel „Wie Clauert den Bauern von Spernberg Wein holte", in origineller Weise vor dem Wolfe gewarnt.

Nach Geßners berühmtem Tierbuch (1563) scheint die Furcht zwischen Mensch und Wolf auf Gegenseitigkeit zu beruhen, wie aus folgender Stelle erhellen mag: „So der wolf zuo ersten den menschen ersicht, so erstaunet der mensch davon; so aber der mensch den wolf zuo ersten ersicht, so erstaunt der wolf." In neueren zoologischen Werken sind solche Kuriositäten ausgemerzt.

In der Tiersage heißt er Isengrimm = Eisenhelm, welche Bezeichnung Goethe in sein Epos hinübergenommen hat. Auch der Marschall Vorwärts, General Blücher, scheint das bei seiner Gewohnheit, einen jeden, der mit ihm in nähere Berührung kam, Spitznamen zu geben, gewußt zu haben. So nannte er z. B. den General York, der ihn oft ärgerte, dessen Heldenhaftigkeit er aber rückhaltlos anerkannte, seinen „widerhaarigen, tapferen Isegrimm". (Altnordisch bedeutet grîma Maske, Helm). Ursprünglich ist der Wolf, obschon er immer durch den Fuchs zu Schaden kommt, doch als der heldenhaftere gedacht und nimmt die bevorzugte Stellung ein. Seinen Eigenschaften nach ist der Wolf alt, grau, greis, alter Gevatter, Oheim, stark, ungeschlacht, dick, plump, beschränkt, gierig, gefräßig, unersättlich, frech, schamlos, stolz, neidisch und grausam. Er bietet also schon hier das Bild eines Räubers und Mörders, eines ungetreuen, alten, verstockten Bösewichts.

Die Furcht, welche man überall vor Isegrimm empfand, prägte sich am deutlichsten in den weit in das Heidentum zurückreichenden Wolfssegen aus, Zaubersprüchen, welche zu den ältesten, deutschen Sprachdenkmalen gehören und womit man die Hunde „im Walde, auf Wegen und Heide" vor den Wölfen beschützen wollte.

Zu einem weniger zauberhaften Mittel, das Vieh vor den Angriffen der Wölfe zu schützen, rät Plain Ghingius in seinem Neuerfundenen Kunstbüchlein (ohne Jahrzahl. Zug, gedruckt bey Joh. Michael Aloys Blumschi). „Daß dein Vieh von Wölfen nicht angegriffen werde: gieb demselben, was es immer für eins ist, den ersten Tag Mayen dürres Wolfsfleisch zu fressen; es ist ein ganzes Jahr frey."

Das einfachste und wirksamste Verfahren sah eine mutige Bevölkerung stets darin, dem blutgierigen Räuber mit Waffengewalt auf den Leib zu rücken. Die alten Ratsprotokolle enthalten zahlreiche Stellen über die in früheren Zeiten veranstalteten Wolfsjagden. „Es ist der Tag zur Wolfsjagd angesetzt auf künftigen Dienstag, wo man dann Morgens frühe an die große Glocke schlagen und zwei Stückli (Kanonenschüsse) ablassen wird", heißt es in einem appenzellischen Schriftstücke von 1641. Als Waffen waren verordnet „Ueberzgewehr, Feuerrohre, Hellbarten, Dachgabeln und Furkeln" (eiserne Mistgabeln). Allgemein bekannt waren die sogenannten Wolfsgarne, starke, große Netze zum Fang der Wölfe, gewöhnlich Eigentum der Gemeinde. Das Graben von Wolfsgruben galt ebenfalls als treffliches Mittel, den bösen Isegrimm unschädlich zu machen. Die Sage vom Geigerlein in der Wolfsgrube ist in viele deutsche Schullesebücher übergegangen. Geßner erzählt in seinem Tierbuche, daß ein Jäger Gobler in einer Wolfsgrube einen dreifachen Fang auf einmal gemacht habe, einen Wolf, einen Fuchs und ein altes Weib, von denen jedes aus Furcht vor dem anderen sich die ganze Nacht nicht gerührt habe.

Die wertvolle Arbeit Zur Geschichte des Wolfes in der Schweiz, von Dr. K. Bretscher (Neujahrsblatt, herausgegeben von der Naturforschenden Gesellschaft auf das Jahr 1906) enthält eine Fülle interessanter Berichte über das Vorkommen des Wolfes und über Wolfsjagden in früherer Zeit. Schon gegen Ende des achten Jahrhunderts schreibt eine Verordnung Karls des Großen vor, daß jeder Statthalter zwei Wolfsgarne halten solle. Daß die Wölfe auch in der Mitte des 15. Jahrhunderts ihr Unwesen trieben, geht aus dem „Ring" des Heinrich von Wittenweiler hervor, wo es heißt:

Der ander teil, der muoßet ziehen
Den esel, der nit mocht gefliehen,
Und in empfelhen do den raben,
Daz was den wolfen ane schaden.

Und an einer anderen Stelle:

Vieh ist mürz nach diner sag:
Ja, äß es weder nacht noch tag.
Geschäch im von kaym schalmen layd
Noch von wolfen uf der haid.

Severhard Einfache Delineation aller Gemeinde gemeiner dreier Bänden (1742) enthält folgende, ergötzliche Wolfsgeschichte, die übrigens ganz ähnlich auch in Volksmärchen erzählt wird: „Die Lenzer Haid ist ein zweystündiger ebener Weg bis auf Parpan, den Nordwinden stark underworfen. Auf dieser wilden Haid, ohnweit Lenz, stehet ein Capellen am Weg. Ein Mann passirte alldorten mit einer Gais an einem Sail oder Stück Schnur. Er bande die Gais an die damalen ofen stehende Capellen, indessen kame ein Wolff, durch das Gais-Schellin gelocket, aus dem Wald herzu gelaufen, dem gefallt die Gais so wohl, daß er sie gleich anpacken will, die Gais aber, nach dieser Tieren Art, thut einen gewaltigen Zwerg-Sprung und springt in die Capellen. Der Wolf springt ihr nach, die beängstigte Gais aber nicht faul, macht einen neuen Capriol- oder Zwerg-Sprung und springt wieder aus der Capellen heraus und im Herausspringen ziecht sie sie mit dem Seilin, mit welchem sie an die Handhebe der Tür angebunden war, die Capellen-Tür zu und der Wolf bliebe inwendig eingeschlossen. Der Mann gieng auf Lenz und zeiget an, was passirt, deßwegen die Leuth bald dahin gelofen, rem novam zu sehen, sie trafen aber den Gefangenen so impatient in seiner Prison an, daß er auf den Altar hinauf gesprungen, deßwegen sie ohne weitern Prozeß das Todes-Urtheil über ihn gesprochen und ihne zu dem Fenster hinein arquebusirt haben, ohne an einigen Pardon, den er auch als ein Bilder-Stürmer nicht meritirt hatte, zu gedenken."

Schmezler (Badisches Sagenbuch II, S. 647) erzählt das nämliche, verlegt aber die Begebenheit nach dem Dorfe Eichel am Main. Das Sprichwort: „In Eichel fängt das Schaf den Wolf," hat auf diese Sage Bezug. Dieselbe mußte sehr verbreitet gewesen sein, weil sie ein Sprichwort erzeugte, und ist jedenfalls älter als jene aus dem Kanton Graubünden.

Nach dem deutsch-französischen Kriege 1870/71 zeigten sich in Lothringen, im Elsaß und im schweizerischen Jura die Wölfe in großer Menge, und trotz des reichlichen Abschusses war eine Verminderung kaum spürbar. Meist traten sie rudelweise auf und richteten empfindliche Verheerungen an.

„Die ganze Geschichte des Wolfes zeigt, daß die alten Bekämpfungsmittel, die Gruben, die Fallen, die umständlichen Treibjagden ihn nicht zum Aussterben gebracht hätten, wenn ihm nicht ein weit wirksamerer Feind erstanden wäre in den weitreichenden, modernen Schußwaffen. Dem Wolfe gegenüber wäre Sympathie und Schonung wenig angebracht gewesen." Mit diesen Worten schließt Bretscher seine verdienstvolle Arbeit. Von dem am 22. Juni 1022 im Kloster St. Gallen dahingeschiedenen, berühmten Notker Labeo freilich wird erzählt, daß er vor seinem Tode eine öffentliche Beichte ablegte, in welcher er als einen großen Fehler vorbrachte, daß er ehedem im klösterlichen Habit einen Wolf getötet habe. (Ildefons von Arx, Geschichte des Kantons St. Gallen. I, S. 277.)

Welt und Wissen.

(KV) **Nach zwanzigjähriger Blindheit wieder sehend geworden** ist Fräulein Maria Louisa Goodyear aus der englischen Großstadt Leeds. Der Fall wird in einer englischen Zeitschrift als „merkwürdig und scheinbar authentisch" berichtet. In jungen Jahren war die Dame, der dies beneidenswerte Geschick zu Teil geworden ist, an einer Maschine in einer Schuhfabrik beschäftigt. Eines Tages machte sich eine andere Arbeiterin den Scherz, ihr während der Arbeit an der Maschine den Stuhl fortzuziehen. Fräulein Goodyear fiel gegen ein eisernes Rad und trug eine schwere Verletzung am Kopf davon. Fast ein Jahr lang konnte sie das volle Tageslicht nicht mehr ertragen, und in einer Nacht erblindete sie völlig. Zwölf Jahre später ereignete es sich, daß sie auf einer Kellertreppe fehltrat, zu Boden fiel und sich den Kopf an fast genau derselben Stelle stieß wie damals in der Fabrik. Als sie sich aufgerichtet hatte, sah sie Blut auf ihrer Hand und lief zu ihrer Mutter mit dem Ruf: „Mutter, ich kann sehen!" Der herbeigerufene Arzt stellte fest, daß nur eine Erschütterung der Sehnerven stattgefunden hatte, und sagte voraus, daß sie wieder erblinden würde. In der Tat verlor sie das Augenlicht am nächsten Tage aufs neue und blieb für eine weitere Zeit von zehn Jahren völlig blind. Unterdessen zog die Familie in ein anderes Haus, und hier erlitt die Tochter wieder einen ähnlichen Unfall auf einer Treppe, der ihr einen sehr starken Schlag auf den Schädel eintrug. Eine Stunde später trat sie mit einem Teebrett in einen benachbarten Raum. „Ganz plötzlich", berichtete sie selbst, „als ich die Tür zu dem Zimmer öffnete, sah ich etwas wie einen Lichtblitz, und meine Sehkraft kehrte zurück. Ich war so erschrocken, daß ich das Teebrett fallen ließ. Meine Mutter starb kurz danach, aber ich hatte sie doch noch lebend gesehen." Seitdem ist die Sehkraft dem Fräulein verblieben, und der Arzt hat sie auf ihren Bestand vertröstet und ihr nur geraten, sich möglichst ruhig zu halten und noch keinen Versuch mit Lesen und Schreiben zu machen. Die Sache klingt etwas romanhaft, namentlich durch die Wiederholung der Unfälle in fast gleicher Art, aber es ist bekannt, daß starke Erschütterungen der Sehnerven zuweilen zu Lichterscheinungen bei Blinden führen. [o]

** **Mit der Kamera durch Afrika.** Vom Kap bis Kairo will eine englische Expedition den dunklen Erdteil durchkreuzen, um Bioskopbilder aus den unbekannten Gegenden aufzunehmen. Die Führer sind zwei Journalisten, B. M. Bellaire und L. Cooke, die bei ihrem Unternehmen von einer bekannten Bioskopgesellschaft unterstützt werden. Von November ab will die Expedition einige Monate in den verschiedenen Teilen von Südafrika zubringen, im April oder Mai will sie an den Viktoria-Fällen sein, und dann wird sie ihre große Reise durch das innere Afrika unternehmen, das sie über die drei großen Seeen, den Njassa, Tanganjika und Viktoria Njanza, führen wird; sie werden dabei noch ganz unerforschte Gebiete von Britisch-Ostafrika berühren. Szenen aus dem Leben der Eingeborenen, Bilder aus den Urwäldern und aus dem Leben der wilden Tiere sollen für das Bioskop aufgenommen werden, um dem Volke eine genauere Bekanntschaft mit dem schwarzen Erdteil zu vermitteln.

** **Ueber den „Prußhun"**, den Lehrling des Landstreichers, macht man der Amerika folgende Mitteilungen: Der echte amerikanische Landstreicher hält sich einen „Lehrling", der für ihn bettelt und stiehlt. Er wählt sich dazu einen halbwüchsigen Burschen, in dem Jargon der Landstraße „Prußhun" genannt, den er in so sklavischer Abhängigkeit von sich zu erhalten weiß, daß ein solcher nur selten auf den Gedanken kommt, seinem meist grausamen und lasterhaften Herrn und Meister zu entrinnen. Ist aber die „Lehrzeit" beendet, dann ist der Prußhun, der vielleicht einer braven Familie entstammt, so gründlich verdorben, daß er selbst keinen höheren Wunsch kennt, als den, sich für die ausgehaltenen Mühen und Mißhandlungen an einem anderen schadlos machen zu können. Es sind keineswegs nur Kinder der „Slums", die das Elend mit dem Elend vertauschen, die die quetschende Enge der Stadtgasse verlassen, um als „Prußhun" über Land zu ziehen, sehr oft sind es Söhne ehrenwerter Eltern, Burschen, denen die Wanderlust im Blute steckt, die irgend wie und wo mit einem Landstreicher in Berührung kommen, um ihm nach Anhörung seiner Märlein zu folgen, wie die Kinder Hamelns dem Rattenfänger. Alles das bestätigt Josiah Flynt, der im Interesse der Gesellschaftswissenschaft längere Zeit als Tramp unter Tramps lebte, in seiner Schrift: Tramping with Tramps, zu der der bekannte Professor Andrew D. White die Einleitung schrieb. Er widmet den Children of the Road ein eigenes Kapitel, in welchem er aus eigener Erfahrung die traurige Tatsache nachweist, daß Knaben von Landstreichern in der erwähnten Absicht verführt werden, sich ihnen anzuschließen. Flynt, der Deutschland, England und Rußland als Landstreicher durchwandert hat, versichert: „In keinem anderen von ihm besuchten Lande gab es so etwas."

Allerlei von nah und fern.

** **Der spanische Schatz.** Die Hebearbeiten an dem in der Bucht von Tobermory liegenden Schiffe der spanischen Armada werden jetzt, nachdem man die ersten Geldfunde gemacht hat, mit Eifer fortgesetzt. Nach Aufzeichnungen aus der Zeit der Armada war das betreffende Schiff das Schatzschiff der spanischen Flotte. Die Gesellschaft, die seit Jahren nun an der Hebung des versunkenen Schatzes arbeitete, glaubt nunmehr des Erfolges vollständig sicher zu sein. Die Arbeiten sind durch besondere Umstände erschwert. Das Schiff war vollständig im Sande verschwunden und liegt außerdem 60 Fuß unter dem Wasserspiegel. Der Leiter der Taucherarbeiten erklärt, er habe den eigentlichen Schatz gefunden, und es werde ihm trotz aller Schwierigkeiten gelingen, ihn demnächst zu heben. Das spanische Schiff besaß, wie aus einem Funde des vorigen Jahres hervorging, bereits Hinterlader. Die in diesem Jahre gefundenen Geschütze, 16 an der Zahl, sind Bronze-Vorderlader.

** **Ueber die Charlottenburger Schweinemastanstalt** zur Verwertung der städtischen Küchenabfälle berichtet Oekonomierat Herter (Friedenau) in der Ill. Landwirtsch. Ztg. folgendes: Charlottenburg hat die Dreiteilung des Hausmülls, d. h. die gesonderte Ansammlung von 1. Küchenabfällen, 2. Asche und Kehricht und 3. gewerblichen Abfällen (Papier, Scherben, Lumpen usw.) eingeführt und durch Ortsstatut geregelt. Die Allgemeine Müllverwertungsgesellschaft m. b. H. hat die Abfuhr und Verwertung des Mülls vorläufig auf 15 Jahre zu einem festgesetzten Satze pro Kopf der Bevölkerung übernommen und beabsichtigt, vom 1. April 1907 ab die Gesamtmenge der Küchenabfälle von etwa 250 000 Einwohnern durch eigene Schweinehaltung zu verwerten. Nach einem sehr mäßigen Ueberschlage müssen zu diesem Zwecke 5000—6000 Schweine gehalten und zweimal im Jahre umgesetzt werden. Werden doch in der nächsten Umgebung Berlins allein aus den Abgängen der Krankenhäuser, Kasernen und anderer Institute, sowie der Speisehäuser ohne jede Ansammlung aus Privatküchen in gewerbsmäßigen Mastanstalten von etwa 200—500 Stück gegen 20 000 Schweine jährlich gemästet! Für die Charlottenburger Schweinemästung ist eine große Anlage bei Seegefeld hinter Spandau in Aussicht genommen; es sind dort 20 Stallungen für je 250 Stück in Bau begriffen und zwar sollen Läufer von etwa 80—100 Pfund zweimal im Jahre zur Mast aufgestellt werden.

** **Frecher Raub in Manchester.** In Manchester wurde am Freitagabend ein in einer der belebtesten Straßen liegendes Postamt von einem einzelnen Räuber in frechster Weise ausgeplündert, trotzdem sich sechs Personen in dem Postraum befanden. Der Postmeister war damit beschäftigt, vor Schluß der Poststunden seine

---

dem überhaupt sehr gefürchtet. Das war einer, der zu Lebzeiten viel auf sein Kerbholz geladen hatte und deshalb im Grab keine Ruhe finden konnte. Er hat viel gespukt auf dem Wege, der aus den hinteren Hölzern herausführte. Manchen verfolgte er bis zum oberen Kreuze an des Hofbauern Acker; da mußte er umkehren, weil — die offene Flur begann. Erst später wurde er von einem frommen Manne in den Boden hineingeschworen, und seitdem hält er Ruhe. Früher sei er der Schrecken aller Hüterleute und Schäfer gewesen, auch die Holzmacher scheuten ihn, bekräftigt Uerle.

Gerade so sei es mit dem „Hoi-Mann" gewesen. Der Hoi-Mann ist ein Geist, der mit Vorliebe auf alten Burgsitzen haust und der mit seinen wilden „Hoihoi"-Rufen den nächtlichen Wanderer erschreckt. „Mein Vater," fährt unser Freund mit schalkhaftem Lächeln weiter, „hat oft auch von diesem wilden Waldgeist zu leiden gehabt. Besonders wenn er sich an den stürmischen Winternächten hie und da ein wenig zu lange im Nachbardorfe aufgehalten hat. Da weiß ich noch, daß er manchmal voll von Schnee heimgekommen ist und bei seinem Eintritt in die Stube gesagt hat: ›Buben, heut ist wieder der böse Hoimann gekommen und hat mir in die Ohren geschrieen, daß ich schier dösohrig (schwerhörig) geworden bin!‹ Natürlich fürchteten wir uns sehr und getrauten uns fast nicht mehr allein zu unserer Dachkammer hinaufzugehen. Die Mutter freilich gab nicht soviel auf die Begegnung mit dem grimmen Hoi-Mann; denn sie wußte, daß der Vater gerne in dem Straßenwirtshaus vorsprach, wo er sich oft mit einem Gläschen Kirschengeist aufwärmte. Also sie ließ sich über die Natur des ›Geister‹ nicht täuschen."

Es ist sehr interessant, den freundlichen Patriarchen bei seinem „Diskurse" zu beobachten. Wie er da vor sich hinblickt, als ob er die Bilder aus vergangenen Tagen vor sich sähe; wie er seinen Faden anspinnt und ihn manchmal plötzlich abreißt, wie um dem Zuhörer die weitere Ergänzung oder Erklärung selbst zu überlassen; wie er sich manchmal an die gefurchte Stirne greift, gleichsam um das festzuhalten, was er mit dem inneren Auge geschaut hat. Oft aber trifft auch ein warmer leuchtender Blick den gespannten Zuhörer, wenn der Alte in besonders lustigen oder gemütsbewegenden Erinnerungen aus jüngeren Tagen schwelgt.

Den Spuren der alten Geschichte geht der Uerle mit Vorliebe nach. So weiß er, daß früher die alte Poststraße oberhalb des Dorfes ins Tal hinausgeführt hat, die nun längst ihre Bedeutung verlor, und so ist ihm auch gut im Gedächtnis geblieben, daß der ausgedehnte Staatswald, von dem man hier nur die Umrisse herüberblauen sieht, ehedem im Besitze des städtischen Klosters St. Kathreinen war. Er kennt heute noch aufs genaueste die verschiedenen Feldwege und strittigen Ueberfahrten, derentwegen mancher schon seinem Nachbar einen langwierigen Prozeß auf den Hals lud, und er konnte Aufschluß geben, als man auf einem gerodeten Grundstücke Mauerreste fand, da ihm bekannt war, daß das alte ehemalige Kloster im unteren Tale zu Zeiten arger Bedrängnis einmal auf kurze Zeit hierher verlegt worden war.

So kann man Vater Uerle füglich als einen erfahrenen Wegweiser durch die Geschichte jener entlegenen Waldgegend betrachten, und er ist uns nicht gram deswegen, daß sein „Eierhaber" im Ofenröhrle mittlerweile fast hart geworden wäre.

Kasse zu zählen. Er hatte verschiedene kleine Haufen aus Goldstücken aufgebaut, als ein Mann eintrat und schnell auf ihn zuging. Als der Postmeister aufblickte, sah er in den Lauf eines Revolvers. Es wurde kein Wort gesprochen. Der Postmeister war starr vor Schrecken, und der Räuber, der den Revolver in der linken Hand hielt, ergriff mit der rechten Hand nacheinander vier Häufchen von je zwanzig Souvereigns, die er in seine rechte Manteltasche steckte. Während dieses seltsamen Auftrittes befanden sich außer dem Postmeister drei weibliche Postbeamte und zwei Telegraphenjungens in dem Dienstraum, die alle das Sprachvermögen und die Bewegungsfähigkeit verloren zu haben schienen. Der Räuber ging, den Postmeister stets unter der Waffe haltend, rückwärts nach der Türe, steckte dort seinen Revolver ein und verschwand. Der ganze Vorgang dauerte nicht länger als eine Minute.

** **Auf das Zeugnis eines Blinden verurteilt.** Eine Aufsehen erregende Verhandlung fand vor der Strafkammer in Metz gegen einen achtzehnjährigen Burschen statt, der einen blinden Stiefelputzer am dortigen Bahnhofe um einen Taler geprellt hatte. Bei dieser Verhandlung war nämlich der Blinde der Hauptzeuge. Der Angeklagte ließ sich im Juli von dem Blinden die Stiefel reinigen und fragte ihn, ob er einen Taler wechseln könne. Als der Blinde das Kleingeld abgezählt hatte und nach der Hand seines Kunden suchte, nahm ihm dieser das Geld ab und lief damit davon, ohne den Taler herzugeben. Vor einigen Wochen wollte nun der Bursche das Manöver wiederholen, aber der Blinde erkannte ihn sofort und bewirkte seine Verhaftung. In der Gerichtsverhandlung rekognoszierte der Blinde den Angeklagten mit großer Sicherheit an der Stimme und am Fuße und beschwor seine Aussage, worauf der schon wegen Betruges vorbestrafte Angeklagte zu einem Jahre Gefängnis verurteilt wurde.

** **Eigentümlicher Handel.** Kommt da an den Schalter eines kleines Postamtes im Münsterlande ein Bauernmädchen und verlangt eine 10 Pfennig-Marke. Der Gehülfe gibt dem Mädchen die Marke und erwartet den Groschen. Zu seinem großen Staunen greift jedoch das Mädchen in einen Korb und präsentiert als Gegenleistung zwei dicke Eier. Der Beamte schaut verwundert auf, solche Bezahlung hat er nicht erwartet. Ein schwieriger Fall. Geld hat die Kleine nicht. Entgegenkommend, wie der Postmann nun einmal sein soll, nimmt der Beamte die Eier und will den Schalter schließen. Aber, o weh! „Nee," schreit die Kleine, „de Eier kostet twälft Pfennige, ick krieg nao 2 Pfennige trügg!" Wohl oder übel — das Geschäft war nun einmal gemacht — gibt denn unser Stephansjünger auch noch 2 Pfennige heraus und freut sich, seinen Teil zur Lösung dieser sozialen Frage beigetragen zu haben.

⊠ Zar Nikolaus und seine Umgebung.

In der Revue de Paris veröffentlicht N. Recouly Aufzeichnungen über den Zaren und die Duma, die auch auf das Leben des Selbstherrschers und seiner Umgebung manches neue Licht werfen. Im Sommer lebt der Zar mit der Kaiserin und seinen Kindern allein in einem kleinen Gartenhause in Peterhof und läßt seinen gewaltigen Palast unbewohnt. Dieses Häuschen genügt etwa den Ansprüchen, die ein Bürger während der Ferienreise machen würde, und liegt ganz einsam, von großen Bäumen beschattet, nahe am Meeresstrande. Keine große Bewachung ist sichtbar; nur zwei oder drei Schildwachen tauchen hier und da auf und verschwinden wieder. So ist der Beherrscher aller Reußen vollständig abgetrennt von seinem Reich und selbst von seinem Hof.

Wird im Herbst das feuchte Peterhof unwohnlich, so siedelt der Zar nach Zarskoje Selo über, das einige Meilen entfernt in der Nähe der Hauptstadt vom Meere ab im Innern des Landes liegt. Seit einigen Jahren spielt sich das Leben des Zaren in diesen beiden Schlössern ab, nur ganz selten unterbrochen von kurzen Reisen. General Trepoff hat es durch die Organisation des Sicherheitsdienstes zu Wege gebracht, den Herrscher unter fortwährende Bewachung zu stellen und vor Revolver und Bomben zu schützen. Aber leider hat er ihn damit auch ganz von seinem Volke entfernt, zu sehr entfernt.

Der Hof Ludwigs XVI. war gierig nach Zauberkünsten; man schwärmte für Cagliostro. Der Hof Nikolaus' II. ähnelt auch in dieser Hinsicht dem des unglücklichen Franzosenkönigs. Auch hier liebt man die Magie und hat seine Cagliostros. Ein solcher Wundertäter, der am Hofe großen Einfluß hatte, der Liebling der Kaiserin und der verhätschelte Günstling der Großfürstinnen war, ist bekanntlich der mit Ehren und Geschenken überhäufte „Doktor" Philippe aus Lyon gewesen. Da ihm aber die russischen Ehren nicht genügten, so wollte er auch einen französischen Titel haben und sprach den Wunsch aus, das Doktordiplom von der französischen Regierung zu erhalten. Ein offizieller russischer Abgesandter legte es darauf der französischen Regierung nahe, Philippe ohne jedes Examen zum Doktor zu machen. Als aber die Antwort kam, daß das absolut unmöglich wäre, war man in Rußland sehr verschnupft.

Nach Philippe nahm Papus die Stelle des „Leibmagiers" ein, und augenblicklich leuchtet die allerhöchste Gunst einem Deutschen, der den Namen Morgenstern führt. Morgenstern stellt das Horoskop dem ganzen St. Petersburg, soweit es als vornehm gilt. So hat er dem Großfürst Boris prophezeit, daß er einmal Kaiser werden würde. Morgenstern ist sehr beschäftigt, Hof und Stadt reißen sich um ihn. In dieser Zeit der Wirren und Katastrophen, in der niemand weiß, was ihm der nächste Morgen bringt, will ein jeder aus so berufenem Munde vernehmen, wie es ihm in den nächsten fünf oder zehn Jahren ergehen wird. Morgenstern kommt allen Nachfragen nach und sichert sich auf diese Weise eine erkleckliche Rente.

Auch der Großfürst Boris wohnt in Zarskoje Selo, und zwar in einer stattlichen Villa, die er sich hat erbauen lassen und in der alles englisch ist, Kutscher, Pferde, Dienstboten und Möbel, abgesehen von einer kleinen französischen Schauspielerin, einem Maler vom Montmartre und einem französischen Koch. Der Großfürst hat alle seine Diener bewaffnet. Karabiner der vollkommensten Art sind in den Schränken aufgestapelt, Munition ist im Uebermaß sofort zur Hand. Alles ist genau bestimmt und angeordnet; jeder kennt seine Waffen, jeder weiß, wo im Augenblick der Gefahr sein Platz ist, und wenn es nötig ist, so kann das Haus in wenigen Minuten in vollständigen Verteidigungszustand versetzt werden. Ja es gibt sogar zwei kleine Mitrailleusen, die blitzblank geputzt sind und in deren Bedienung die Lakaien täglich geübt werden."

Vermischtes.

** **Ein „Negerprinz" aus Liberia.** Das Wiener Nachtleben hat, so erzählt die Wiener Reichspost, eine allerdings nicht sehr wertvolle Bereicherung durch einen angeblichen Negerprinzen aus der Negerrepublik Liberia erfahren. Das Abenteuer fing damit an, daß der Schwarze einen Fremdenführer eines ersten Wiener Stadthotels aufnahm und ihm im Vertrauen mitteilte, er sei — ein Prinz aus der Negerrepublik Liberia und wolle das Nachtleben in Wien studieren. Der Fremdenführer möge sein Begleiter sein. Der Schwarze sah wirklich vertrauensvoll aus und der Dolmetsch begleitete ihn. Erst gings in ein Café und dort wurden Erfrischungen genommen. Als es zum zahlen kam, erklärte der Prinz, er habe kein Kleingeld, der Fremdenführer möge die Summe auslegen. Der Mann tat dies, zumal ihm der „Prinz" vorher erklärte, er wolle ihn zu seinem Privatsekretär machen und sein Glück sei begründet. Dann ging der Prinz, der sich ein wenig zerstreuen wollte, ins bekannte Nachtlokal, ins Maxim. Alle Augen waren auf den Schwarzen gerichtet, zumal da es sich bald verbreitete, der Schwarze sei ein veritabler Prinz. Dieser tat nichts dergleichen, hörte mit sichtlichem Behagen die Lieder und summte auch schon einmal den Refrain mit. Der Prinz bestellte feine Speisen und ließ nach und nach drei Flaschen Champagner auftragen. Den Kellnern gab er den Auftrag, in seinem Namen den Buffetdamen Blumenbuketts zu überreichen. Der Kellner tat dies und legte den Preis aus seiner Tasche aus. Doch schließlich kam es zum zahlen. Und da nahm der Prinz den Kellner zur Seite und eröffnete ihm, sein Kopf sei so eingenommen, er könne jetzt nicht rechnen, er wohne im Hotel Bristol, der Kellner möge sich morgen um das Geld dorthin bemühen. Zugleich produzierte er seine Visitkarte auf der unter einer Krone zu lesen stand: „R. A. Prinz Harrison. Grand Chope Mount Liberia." Doch der Kellner war etwas standhafter als der Fremdenführer und wollte sofortige Bezahlung. Da mußte der Prinz erklären, daß er nicht einen Heller bei sich habe. Er wurde einem Wachmann übergeben und zum Stadtkommissariat gebracht. Dort erklärte er, er sei der Sohn eines der reichsten Grundbesitzer der Republik Liberia und sei nach Europa gekommen, um die Eisenwerke zu studieren, da der Vater auch Gewerker sei. Er selbst habe Aussicht ehestens Minister der Republik zu werden. Ob diese Angaben richtig sind, bleibt dahingestellt, fest steht bloß das Eine, daß der Prinz kein Geld hat und daß seine Angabe, er wohne im Hotel Bristol, falsch ist. Wo er wohnt, ist nicht bekannt. Er blieb in polizeilichem Gewahrsam und wird sich wegen Zechprellerei zu verantworten haben.

(KV) **Aus Anlaß des Köpenicker Falles** wird dem Dziennik Poznanski aus Crone a. d. Brahe geschrieben: „Derselbe tragikomische Fall, nur nicht so lustig und theatralisch, hat sich vor zwanzig Jahren in unserer Nähe ereignet. Beim Propst Schultz in Ofielsk bei Bromberg erschien in der Abenddämmerung ein Hauptmann in Uniform und eröffnete dem verdutzten Pfarrer, daß er im Auftrage der Königlichen Regierung in Bromberg die Propstei einer genauen amtlichen Untersuchung unterziehen müsse. Herr Schultz, verblüfft, daß bei ihm, einem deutschen Geistlichen, sich etwas Staatsfeindliches befinden solle, willigte in die Revision ein, ohne den Hauptmann nach seiner Legitimation zu fragen. Dieser ging an die Arbeit; er stöberte alle Möbel, Aktenstücke usw. durch. Nach erfolgter Arbeit entschuldigte er sich beim Pfarrer und verschwand. Der alte Propst erkrankte infolge der Aufregung bedenklich, so daß sein in der Nähe wohnender Bruder, ebenfalls Geistlicher in Wtelno, herbeigerufen werden mußte. Dieser stellte fest, daß der Herr Revisor alles bare Geld, gegen 500 M., mitgenommen hatte. Alle Nachforschungen seitens der Staatsanwaltschaft und Polizei sowie des Landratsamtes und der Regierung blieben erfolglos. Erst nach einem Jahre gelang es der Polizei, den Gauner bei einem ähnlichen Verbrechen zu erwischen — es war ein gewisser Peters aus Bromberg. B

** **Der König von Annam, Than-Thai,** ist, wie der französische Gesandte in Annam berichtet, wahnsinnig geworden. Er ließ vor kurzem einige von seinen Frauen erschießen und schoß selbst auf einen seiner Minister. Der französische Gesandte begab sich nach den Mordtaten in das Palais, aber der König verweigerte ihm den Empfang. Er wurde schließlich so heftig, daß man es für nötig hielt, Geschütze auf den Palast zu richten. Der Gesandte erklärte, er sei entschlossen, den König abzusetzen, falls dieser Wahnsinnsanfall andaure. (Es hat doch nun schon zu lange gedauert!) Der König hat mit der Regierung nichts zu tun. Diese liegt in Händen des Kabinetsrates. Der König selbst ist dagegen religiöses Oberhaupt des Staates und zeigt sich als solches einmal jährlich in den heiligen Gewändern dem Volke. Aus Saigon wird berichtet, der verrückte König habe eine seiner Frauen getötet, sie kochen lassen und dann die Mitglieder des Hofstaates unter Todesdrohungen gezwungen, sie zu essen. Andere Frauen ließ er in kochendes Oel stecken, oder mit Zangen zerreißen. Einen Hofbeamten, der einzuschreiten versuchte, schoß er nieder. Bei einer anderen Gelegenheit befahl der König einem Mandarin, einen Mann mit einer Tigerin und deren Jungen kämpfen zu lassen. Der Mandarin weigerte sich und wurde niedergeschossen. Der König warf sodann den jungen Tigern eine Frau vor, die von ihnen zerrissen wurde. An einem anderen Tage ließ der König 30 seiner Frauen an Pfähle binden und erschoß sie von den Fenstern seines Palastes aus mit Pfeilen.

** **Ein schönes neues Wort** hat die Staatsbürger-Zeitung erfunden. Von der Auffassung des Einsenders eines Artikels über die braunschweigische Frage sagt sie, es wäre falsch, sie mit der der hannoverschen Welfen zu . . . „vereinerleien".

Zur Erheiterung.

** **Rednerische Entgleisungen** des Hauses der Gemeinen bringt die Pall Mall Gazette. Der Abgeordnete Field erklärte, daß es „ihm mißfalle, den geehrten Vorredner das Haupt schütteln zu hören". In der Diskussion über das Schulgesetz bemerkte Walter Long: „Man sagt uns, daß wegen solcher Gesetzgebung das Herz des Landes in den Grundmauern erschüttert worden sei." Ein Exminister behauptete: „Die Schritte der Regierung gehen Hand in Hand mit den Interessen der Fabrikanten." Ein Redner bedauerte das Fehlen „so vieler Gesichter, mit welchen er sonst immer einen Händedruck zu wechseln pflegte". Georg Balfour meinte einmal furchtbar tief, daß „das bleiche Antlitz des englischen Soldaten das Rückgrat des indischen Heeres sei". H. C. Stephens versicherte, daß „die kopflose irische Partei auf dem Kopfe der liberalen Partei sitze und sie in der hohlen Hand halte". Eine der großartigsten Redeblumen aber lieferte der Abgeordnete, der ausrief: „Herr Präsident, die Eisenbahnen nehmen den Dampfern das Terrain unter den Füßen weg."

** **Einen „bürgerlichen Katechismus" für amerikanische Schulkinder** veröffentlicht The Life, das beste humoristische Blatt der Vereinigten Staaten. Man liest dort u. a.: 1. Frage: „Nenne mir die Hauptprodukte der Vereinigten Staaten?" — Antwort: „Die Hauptprodukte der Vereinigten Staaten sind historische Romane und hygienische Nahrungsmittel, an welchen mon langsam aber sicher zu Grunde geht." 2. Frage: „Nenne mir die Hauptindustrien der Vereinigten Staaten?" — Antwort: „Die Hauptindustrien der Vereinigten Staaten sind die Produktion des Trusts, der Handel mit Aktien und die Fabrikation südamerikanischer Revolutionen." 3. Frage: „Was ist ein amerikanischer Magnat? — Antwort: „Ein amerikanischer Magnat ist ein Verbrecher, der so viel Geld hat, daß er sich das Zuchthaus nur von draußen anzusehen braucht." 4. Frage: „Nenne mir die hauptsächlichsten Berufe in den Ver. Staaten?" — Antwort: „Die hauptsächlichsten Berufe in den Vereinigten Staaten sind Blinddarmoperationen, Reklame und Streiks." — 5. Frage: „Wie viel Einwohner haben die Vereinigten Staaten?" — Antwort: „Die Vereinigten Staaten haben 70 Millionen Einwohner, und zwar 35 Millionen Frauenrechtlerinnen und 35 Millionen Präsidentschaftsanwärter."

Spiel- und Rätsel-Ecke.

Personen-Namenrätsel.

Im Zusammenhang mit den Namen
Anna August Balduin Claus Friedrich Hans Heinrich Hermann
Laura Maria Moritz Otto
sind Ortsnamen zu suchen, und zwar in der Weise, daß die betreffenden Orte die angegebenen Namen zu Anfang führen.

Rätsel.

Ich stand in alten Zeiten schlecht angeschrieben sehr,
Von mir berichtet grausig gar manche alte Mär.
Und wer mich einst besiegte, galt als ein tapfrer Mann —
Damals hat man geleistet, was keiner jetzt mehr kann!

Denn jetzt drück' ich des Schreckens, des Abscheus Meinung aus;
Der Mann ist zu beklagen, der mich besitzt im Haus.
Jetzt trag' ich lange Kleider und eine spitze Nas'
Ich kratze mit den Nägeln, und Männer sind mein Fraß!

Des Nachts fahr' ich zum Schornstein bei manchem auch hinein,
Bring ihnen Geld und Schätze, dafür sind sie einst mein!
Fragt nur auf manchem Dorfe, da hat man mich geschaut,
Und mancher alten Muhme hat's schon vor mir gegraut!

Im Herbste leih ich immer mir luftige Gestalt,
Auf leichten Flügeln schwing ich mich in die Lüfte bald,
Ein Kind kann mich dann lenken, das kaum noch buchstabiert;
Doch hab ich nicht Charakter, ein Windhauch mich regiert.

Telegraphenrätsel.

— — . . —	Asiatische Monarchie.
— — . . — —	Männlicher Personenname.
— — . . —	Maske.
— . . — —	Streit.
— . . — —	Brot.
— . . — — —	Rinde.
. . — — — —	Weiblicher Personenname.

Punkte und Striche stehen an Stelle von Buchstaben. Sind die bezeichneten Worte richtig gefunden und die auf die Punkte entfallenden Buchstaben aneinandergereiht, so ergeben diese ein jetzt allenthalben viel gesungenes Volkslied.

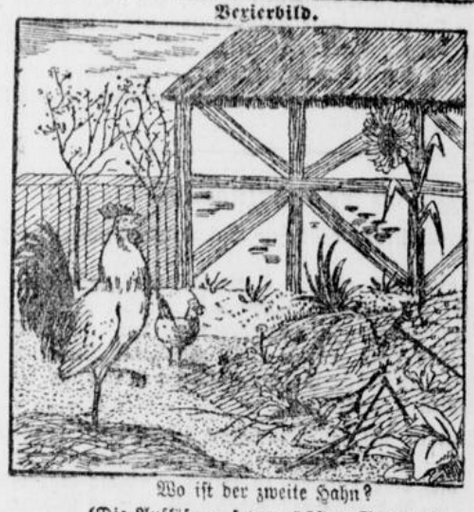
Scherzrätsel.

1.) Hin Her 2.) Sonst

Bilderrätsel.



Vexierbild.



Wo ist der zweite Hahn?

(Die Auflösung folgt nächsten Sonntag.)

Auflösungen der vorigen Sonntags-Beilage.

Rösselsprung.

Die Seele sieht nicht ohne Leibes Augen,
Aug' ohne Geist wird nie zum Sehen taugen —
Das Ding erfassend, des Erfassens froh,
So Künstler bilde, Dichter singe so.
Doch, soll es sprechen, wie das Leben spricht,
Vergiß im Ding des Dinges Seele nicht.

Steigerungsrätsel.

Hamm — Hammer. Ob — Ober. Don — Donner.

Buchstabenrätsel.

Iserlohn Hohensalza Naugard Blaubeuren Eglisau Limbach Liebenstein Tagasaki Koenigshuette.

Ihn bellt kein Hund an.

Rätsel.

Kragen.

Wortvereinigungsrätsel.

Signallaterne Orgelbauer Nerzpelz Nennauge Eisenbahn Neidhammel Fensterkreuz Infanterieregiment Restbäckchen Strandmütze Torwächter Eiland Residenzstadt Nagelschuh Intelligenzblatt Schallwelle.

Sonnenfinsternis.

Bilderrätsel.

In jedem Kinde liegt eine wunderbare Tiefe.

Vexierbild.

Bild nach links drehen, dann zwischen dem Bäumchen und den Geweihen.

(Nachdruck und Nachbildung aller Teile untersagt.)

Verantwortlicher Redacteur: B. Renter in Köln.
Rotationsdruck und Verlag von J. P. Bachem in Köln.

Für die Frauen und Kinder.

-st- Urgroßmütter.

Dieser Tage führte mich mein Weg zu zweien im selben Bezirk wohnenden Urgroßmüttern, denen ich zum Urenkel gratulieren wollte. Die erste kam mir, wie immer, liebenswürdig entgegen, aber mit stark geröteten Wangen und wehenden Haubenbändern. Sie war am Einmachen. Ich hatte das Gefühl, zu stören, und wollte nach einigen Minuten gehen, wurde aber auf das liebenswürdigste festgehalten. „Wenn Sie mich nachher einige Augenblicke entschuldigen wollen, bin ich Ihnen dankbar; aber jetzt habe ich noch Zeit; der Essig kocht noch nicht. Uebrigens ist meine Tochter hier, die sich freuen wird, Sie zu sehen."

Die Tochter kam, mit einem Lächeln auf den Lippen. „Verstehen Sie, daß Mama sich noch die Arbeit macht, heutzutage, wo man alles doch aus den Konservenfabriken haben kann? Als ich heute morgen um halb Neun zum Frühstück kam, waren die Preißelbeeren schon eingemacht; jetzt kocht sie süßsaure Birnen ein, und draußen harren eine Menge Gurken ihrer Verwendung. Nein, da mache ich mir's doch bequemer." Ich hörte und staunte. 75 Jahre, und diese Leistungsfähigkeit, diese Energie! Und diese Lust an der Arbeit, diese Freude, daß sie noch früh genug von der Reise gekommen, um ihren Familienmitgliedern alle die altgewohnten Spezialitäten und Leckerbissen bereiten zu können!

Ein paar Häuser weiter traf ich die andere Urgroßmutter, sorglich um den hinfälligen Gatten bemüht; sie hatte ihm sein Plätzchen an der Sonne behaglich gemacht und das Dominospiel in Bereitschaft, ihn zu zerstreuen. In den Pausen strickten die fleißigen Hände eifrig an einem wollenen Strumpfe, und die junge Enkelin räumte geschäftig das Flickkörbchen fort, das schon fleißig geleert worden war. Auch das junge Mädchen hatte ein Lächeln auf den Lippen. „Großmama ist noch aus der guten, alten Zeit, wo man Hausschürzen umdrehte und Strümpfe strickte. So etwas lohnt sich doch heute nicht mehr!"

Die gute, alte Zeit! Ich will nicht darüber rechten, ob es zeitgemäß ist, Strümpfe zu stricken, ob man zweckmäßiger Konserven aus den Fabriken bezieht, oder selbst einkocht. Aber wenn ich diese elastischen, arbeitsamen alten Damen, die keinen Augenblick ungenützt vergehen lassen, die sich selbst für andere vergessen, die im hohen Alter noch förmlich jugendfrisch wirken, und doch trotz angestrengter Tätigkeit das Wort Nerven nicht kennen, mit unserer heutigen Generation vergleiche, so fällt der Vergleich nicht zu gunsten unserer Modernen aus.

Unsere Jugend treibt allen möglichen Sport, um die Körperkräfte zu stählen; sie spöttelt mit dem Tennis-Racket in der Hand über die Strickstrümpfe der vergangenen Zeit; sie rekelt sich bequem in Liegestühlen und idealen Faullenzern und gedenkt lächelnd der alten Jüngferchen von früher, die sich aus Rücksicht für das gute Kleid nicht anzulehnen wagten. Freilich trägt ein Teil unserer Jugend auch das Haupt stolzer und späht nach höheren Zielen aus als unsere Voreltern; aber im großen und ganzen können wir doch viel von den Alten lernen, von ihrer Einfachheit, ihrer Bescheidenheit, von ihrer Anspruchslosigkeit und ihrem Fleiß, die ihnen in hohem Alter eine Leistungsfähigkeit und Lebensfrische bewahrten, um die manche Junge sie beneiden könnte, eine Jugendlichkeit, die manche verwöhnte Nervöse nie gekannt zu haben scheint.

Cb Das Spinnrad.

Wo in unserem lieben deutschen Vaterlande schnurrt noch das Spinnrad?

Hier und da steht es als Antiquität in Prunkstuben; übt irgendwo eine „Amateurin" noch aus besonderer Liebhaberei, oder auch, um etwas ganz besonderes zu tun, die Kunst des Spinnens aus, so wird sie mit nicht geringerer Verwunderung angestaunt, wie einst die verkappte böse Fee mit der Spindel vom ahnungslosen Dornröschen!

Die Spindeln in den Fabriken haben die Tätigkeit des Spinnrades abgelöst — die fleißige Frau des Mittelstandes findet es vorteilhafter, die Nähmaschine zu treten, und die Sportsdame angenehmer, die Pedale ihres Zweirades zur „gesunden" Bewegung ihrer Füße zu benutzen. —

Das Spinnrad ist eben so altmodisch geworden, wie einst die Spindel, die es selber ablöste — jenes Spinninstrument, von dem wir uns kaum mehr eine Vorstellung machen können, wenn wir nicht vielleicht zufällig in Italien, fernab von der großen Touristenstraße, Frauen sahen, die durch das schnelle Tanzenlassen der eisenspitzigen Spindel dem an dem Rocken vorbereiteten Faden die Drehung gaben, die er zur Haltbarkeit bedarf.

Und doch spannen einst Königinnen auf diese mühsame Weise die feinsten Fäden im Kreise ihrer Frauen und Dienerinnen. So wurde das feine, wie das grobe Leinen gesponnen, wie die Wolle für die Gewänder. Ganz undenkbar war es für die Edelfrau, wie für das Bürgermädchen, keine Kenntnis dieser elementarsten Frauentätigkeit zu haben. Und in vielen deutschen Volksmärchen, in denen sich die Volkssitten der damaligen Zeit mit so naiver Deutlichkeit abspielen, kommt der Gedanke sehr deutlich zum Ausdruck, daß ein Mädchen, das nicht spinnen kann, auch nicht heiraten darf. Noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts, bis etwa zu den dreißiger, vierziger Jahren hin, war das Spinnen die Arbeit der Töchter aus Bürgershäusern; des abends wurde dann noch die spinnende Magd hereingerufen, um das kostbare besondere Licht für sie zu ersparen, und beim flackernden Scheine der Unschlittkerze schnurrten die Räder um die Wette, während draußen der Sturm heulte oder der Schnee fiel. Und als die Sitte des Spinnens auch in Bürgerkreisen abhanden kam, hielt man es doch noch für selbstverständlich, daß die Bäuerin spann. „Selbst gesponnen, selbst gemacht, ist die beste Bauertracht."

Nun spinnen ja lange schon die Königinnen nicht mehr; aber die jüngere Generation kennt auch auf dem Lande kaum mehr den Gebrauch des Spinnrades, das früher in jeder Bauernstube den Winter lang so traulich schnurrte. Wozu auch? Die Männer wollen längst nicht mehr die mühsame Arbeit des Flachsbrechens, Schwingens und Hechelns übernehmen, da lohnt sich's wohl kaum, den Flachs zu kaufen — so billig kauft man ja jetzt in der Stadt schon die geringen Baumwollwaren, das Barchentzeug, das jetzt an Stelle des kernigen, selbstgesponnenen Leinens getreten ist. Sogar genäht ist das alles schon, die Hemden wie die Bettücher — da hat man's nicht einmal nötig, sich die Finger zu zerstechen.

Es ist ja nicht möglich, das Rad der Zeit zurückzustellen; aber schade, schade ist es doch, daß auf dem Lande der Freund der trüben Wintertage, das Spinnrad, auf die Rumpelkammer gekommen ist! Wie vielen gediegenen Leinwandreichtum verdankten ihm die Frauen! Unvermerkt füllten sich die Schränke; zu Martini mußten in töchterreichem Hause schon 20 Stränge in der Wohnstube hängen. Da hieß es darauf lostreten. Früh erloschen die Oellämpchen, wenn man nicht etwa „auf Spinnstube" war, der einfachsten Form ländlicher Geselligkeit an den Wochentagen des langen Winters.

Jetzt hängen in den Bauernstuben schöne, helle Hängelampen; sie sind billig zu kaufen, seit man in der Stadt nur mehr Gas oder elektrisches Licht brennen will. Aber ihr Schein beleuchtet keine fleißigen Spinnerinnen mehr, die Frauen arbeiten Häkelspitzen für Schränke und Gardinen, und im Wäscheschrank ist's oft recht leer.

Im Schwarzwald ist es an manchen Orten durch die Bemühungen der Vereine wieder gelungen, das Interesse der Frauen an jener nützlichsten aller Winterarbeiten wieder zu beleben. Wettspinnen und Prämiierungen dienten zur Aufmunterung. Manche Bäuerin hat ihr verstaubtes Rädchen wieder vom Boden geholt, manches Maidli die alte Kunst von der Ahne wieder erlernt. Und wenn die Frauen erst einsahen, welchen heimlichen Reichtum im Schrein und in der Truhe sie sich so nach und nach erwerben konnten, so wollten sie es gar nicht mehr lassen.

So gut wird es dem vergessenen Spinnrad hierzulande wohl nicht mehr werden. Die Poesie des schnurrenden Rädchens ist auf Nimmerwiederkehr dahin!

= **Die Vorkämpferinnen für Frauenrechte** scheinen in England unverbesserlich und unbelehrbar zu sein. Sie haben ihrer Sache bereits mehrfach durch ihr Auftreten geschadet und die unliebsame Erfahrung machen müssen, daß man selbst gegen Frauen im Notfalle brutale Gewalt anwendet. Als der Präsident des Handelsamtes am Montag Birmingham einen Besuch abstattete, wurde er in der Stadthalle von einer großen Menschenmenge begeistert begrüßt. Mr. Lloyd George hatte jedoch kaum angefangen zu sprechen, als von der Galerie eine helle weibliche Stimme erklang. Die Folge war ein sofortiger Tumult. Die Frauen hatten bekanntgemacht, daß sie die Versammlung stören würden. Die Stewards ergriffen die Ruhestörerin und trugen sie trotz heftigen Zappelns nach dem Ausgange. Sie mußten sie dabei mehrfach über die Köpfe der Versammlungsteilnehmer hinwegheben. Die exmittierte Dame erhob vor der Stadthalle ein so fürchterliches Geschrei, daß bald eine große Menschenmenge zusammenströmte. Mr. Lloyd George bedauerte den Vorfall. Er erklärte, daß er gern bereit sei, die Fragen der Damen zu beantworten, und er sei überzeugt davon, daß seine Antworten ihnen sogar gefallen würden. In diesem Augenblicke erhob sich eine andere Dame, offenbar in der Absicht, eine längere Rede zu halten. „Schmeißt sie 'raus," rief die entrüstete Versammlung, und dies geschah nicht ohne heftigen Widerstand der Amazone.

Warum der kleine Mkinabo weinte.

Von Paula Karsten.

Ein allerliebster kleiner Negerknabe war es, der mir so herzig entgegenlachte. Kein volles Jahr umfaßte sein noch so kurzes Leben. Stramm und fest war der kleine Körper gebaut, in schönem Ebenmaß. Pechrabenschwarz war seine Haut. Wie aus nächtlichem Himmel die Sterne um so leuchtender strahlen, schimmerte das Weiße der Aeuglein aus dem dunklen Rahmen hervor. Zutraulich streckte der kleine Mkinabo mir die Aermchen entgegen. Vergnüglich wanderte er aus den Armen der Mutter in die meinen hinüber. Ein einfaches kleines Spielzeug besiegelte unsere Freundschaft. Die Lederhandschuhe an meinen Händen hinderten mich, die lebendige Puppe so behutsam anzufassen, wie ich es gern wollte. Ich stellte das Männchen vor mich hin und begann die dunkelbraune Hülle von meinen Händen zu streifen. Erst ängstlich, dann wie von Entsetzen gepackt, verfolgten die schwarzen Aeuglein den Vorgang. Wie gebannt, bewegungslos stand der Kleine da, als ob er etwas Grauenhaftes erblickte. Plötzlich streckte er beide Aermchen weit von sich und spreizte alle zehn Fingerlein, gleichsam etwas von sich abwehrend. Dann stieß er einen gellenden Angstschrei aus. Niemand begriff, was vorgefallen war. Die Mutter nahm ihn zurück. Heftig weinend und schluchzend barg er das Gesicht gegen die Schulter derselben. Merkwürdigerweise wiederholte sich dieser Vorgang, so oft ich meinen kleinen Freund traf. Daß er das war, bewies die Freude, mit der er mich jedesmal empfing. Wodurch erlitt dieselbe immer wieder eine so traurige Umwandlung?

Eines Tages kam ich auf einen eigentümlichen Gedanken. Ich mußte herausfinden, ob ich Mkinabos Schrecken auf ganz einfache Weise verhindern könnte. Diesmal zog ich nicht die Handschuhe aus, und siehe da! — der anfängliche Sonnenschein, das frohe Lachen verließ das kleine schwarze Gesicht nicht. — Der Kleine war die vorhergehenden Male immer so erschrocken gewesen, weil er glaubte, ich selbst zöge mir, wenn auch gerade nicht, wie man so zu sagen pflegt, das Fell über die Ohren, so doch die Haut von den Händen.

Später zog ich dem kleinen schwarzen Menschen selbst oft die Handschuhe aus und an, um ihn von seiner Furcht ganz zu befreien. Sobald er erst begriffen hatte, daß diese Art des Handabziehens garnicht wehe tat, da machte es ihm ungeheures Vergnügen, die Handschuhe immerfort aus- und anzuziehen. Wirklich begreifen konnte er die Sache aber nie. Verwundert drehte er den abgestreiften leeren Handschuh in den kleinen Händen um und um. Besonders wenn ich sie aufgepustet hatte, betrachtete er sie sehr mißtrauisch. Zaghaft erfaßte er sie nur mit den äußersten Fingerspitzen und machte dazu ein Gesicht, welches zu sagen schien: „Was wird sich jetzt ereignen?"

Nach und nach ward der kleine Mkinabo immer größer und verständiger. Er lernte laufen und sprechen und war ein lieber kleiner Junge. Wie das zu verstehen ist, wißt ihr ja. Morgens, wenn die Kinder aufwachen, ob sie nun eine weiße oder schwarze Haut haben, das bleibt sich dabei ganz gleich, da freuen sie sich, daß sie so gut geschlafen haben und sind frisch und munter, und aus aufrichtigem Herzen mit einem Guten Morgen-Kuß versprechen sie der lieben Mutter, oder wem sie sonst ihr kleines Morgengebet gesagt haben, daß sie heute den ganzen Tag recht lieb und artig sein wollen. Eine ganze Zeit lang geht das auch ganz gut, aber dann kommt so allerhand dazwischen: Brüderchen hat den Ball über den Zaun geworfen, Schwesterchen will sich nicht als Pferd einspannen lassen. Ach, und erst gar am Nachmittag! Die schrecklichen Rechenaufgaben kann ja kein Kind begreifen! Die langen Wörter in der Leseaufgabe wollen sich nicht zusammenbringen lassen. Da gehen manchmal alle guten Vorsätze verloren, und es dröhnt oft ein Geschrei durchs Haus, daß alle ganz erschrocken herbeigeeilt kommen und meinen, es muß wohl ein großes Unglück geschehen sein. Es wird aber ebenso wenig jemandem die Haut abgezogen wie damals, wenn der kleine Mkinabo so schrie. Nachher fühlt sich das kleine Herz von Reue erfüllt, und ehe sich die Aeuglein zum Nachtschlummer schließen, bitten die kleinen Missetäter noch alle ihre Untaten ab und versprechen dem lieben Gott und ihrem Mütterchen, daß sie morgen alles mit mehr Geduld tun wollen und hoffen, daß dann manches besser gehen wird. Nicht wahr, daß dies so bei weißen Kindern der Fall ist, wißt ihr, und wenn ihr einmal schwarze kennen lernen werdet, so wird euch klar werden, daß es bei denen gerade so ist.

Einmal war ich wieder mit dem kleinen Mkinabo zusammen. Er trank Milch und versicherte ein übers andere Mal, wie gut ihm dieselbe schmeckte. Ich trank Kaffee. Zuweilen stellte mein kleiner Freund sein Glas hin und beobachtete mich so aufmerksam, als ob ihm etwas ganz besonders an mir auffiele. Ich nickte ihm freundlich zu. Er lachte vergnügt. Dann legte er seine kleine Hand auf meine, und das kleine Gesicht nahm einen ganz betrübten Ausdruck an. Erst glänzte nur eine Träne in einem Auge, aber plötzlich brach es wie ein Tränenstrom hervor. Viele Male mußte ich fragen: „Sage doch, Mki, warum du so weinst? Was ist denn geschehen?" Endlich kam es abgebrochen, in großen Absätzen, unter heftigem Schluchzen hervor: „Dir tut der schwarze Kaffee gar nichts; du wirst doch nicht schwarz, und ich habe schon so viele weiße Milch getrunken und nicht einmal meine Hände sind davon weiß geworden." Ich schloß meinen kleinen Mki in die Arme und erklärte ihm, daß es nicht darauf ankäme, ob unsere Haut weiß oder schwarz ist, sondern darauf, daß wir unser Herz gut und rein erhalten. Zuerst wollte er keinen Trost annehmen. Endlich beruhigte er sich und war ganz froh und vergnügt. Er hätte sich vielleicht nie so über seine schwarze Hautfarbe betrübt, denn die Menschen, die er lieb hatte, schienen dieselbe gar nicht weiter zu beachten. Es gab aber wirklich Personen, die ihn deshalb verspotteten und verhöhnten.

Zur Unterhaltung.

* **Kreisball.** Dies ist ein munteres Ballspiel, zu dem ihr euch in beliebiger Anzahl zusammentun könnt. Es ist aber immer lustiger, wenn es recht viele sind. Ihr zieht euch also draußen im Freien einen Kreis; die Größe richtet sich natürlich nach der Zahl der Mitspielenden, eine genaue Vorschrift gibt es nicht. Dann teilt ihr euch in zwei Parteien, die übrigens nicht gleich groß zu sein brauchen; es ist genügend, wenn nur — sagen wir — fünf Teilnehmer da sind, daß die eine Partei aus vier, die andere nur aus einer einzigen Person besteht. Bedingung aber ist, daß beide Parteien die gleiche Anzahl „Augen" haben. Augen nennt man die Werte, um welche ihr spielt, und deren Verlust auch zugleich den Verlust des Spieles bedeutet. Die Person, welche allein eine Partei darstellt, bekäme also z. B. zwölf Augen, die anderen vier Spieler zusammen zwölf, also jeder drei Augen. Nun stellen sich die vier außen um den Kreis herum auf, der eine innen. Die äußeren Spieler lassen den Ball unter sich durch Zuwerfen kreisen, und jeder darf ihn, wenn der Augenblick günstig erscheint, auf den Feind (oder die Feinde) innerhalb des Kreises werfen. Wird dort keiner getroffen, so hat der Werfende ein Auge verloren. Ist aber einer getroffen worden, so rennen alle Mitglieder der äußeren Partei in einer Richtung, die vorher bestimmt werden kann, davon, bis ein Spieler im Kreise den Ball aufgehoben hat und ruft: „Steht!" dann müssen alle stehen bleiben, und wer von euch innerhalb des Kreises nun den Ball hat, wirft nach denen außerhalb; fehlt er — so hat er ein Auge verloren. Wer so mit der Zeit alle seine Augen einbüßte, darf nicht mehr mitspielen, und welche Partei zuerst alle Spieler und Augen verloren hat, hat natürlich auch das ganze Spiel verloren.